

Die Russen kommen ...

Die Befreiungskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa 1944/45

Band VI/08

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Westpreußen

Eroberung der Festung Danzig durch sowjetische Truppen Ende März 1945

Erlebnisbericht des Wolfgang D. aus Danzig (x002/457-460): >>Am Sonntag, dem 25. März 1945, sah man überall in der Stadt Flugblätter des General Rokossowski herumflattern, die im Falle einer Übergabe in üblicher Weise ehrenvolle Gefangenschaft und für die Bürgerschaft Unversehrtheit an Gut und Leben garantierten. So sehr der brennende Wunsch der Danziger darauf ausging, dieses letzte Furchtbare, die sinnlose Zerstörung der schönen alten Stadt zu verhindern, wußte man es: Jeder Versuch, das Verderben aufzuhalten, war umsonst.

Von höchster Parteistelle war die Weisung gegeben worden, Danzig wie so viele andere historische Stätten Deutschlands, bis zur Vernichtung zu verteidigen.

General Weiß, so sagte man, sei schon abgesetzt, weil er die Verteidigung der mit Zivilisten und Verwundeten überfüllten Stadt nicht hatte verantworten wollen. ... Der Oberbürgermeister war wohl gegen die Verteidigung, der Gauleiter durfte diese Ansicht nicht teilen. So nahm das Schicksal seinen Lauf. ...

Am Morgen des 27. März drangen die Russen von Südwesten und Westen ... in die Stadt ein. Die Vorstädte Langfuhr, Oliva und Zoppot waren einige Tage früher genommen worden, während die Niederstadt jenseits der Mottlau erst ein bis zwei Tage später besetzt werden konnte. ... Die Stadt Danzig war unmittelbar nach der Einnahme, das sei betont, im großen und ganzen noch erhalten, jedenfalls so, daß die Schäden sich hätten beheben lassen. ...

Die Bevölkerung saß in den Kellern und Luftschutzräumen oder suchte, aus brennenden Gebäuden vertrieben, irgendwo Schutz, als die Russen kamen. Der Einzug der Feinde, vielmehr ihr Einsickern, denn man sah kaum geordnete größere Truppen, vollzog sich für die Zivilbevölkerung im allgemeinen unblutig. Es wurde noch nicht systematisch geplündert. Nur die Uhren und augenfälligeren Wertgegenstände wurden sofort abgenommen. Auch begann man damit, Frauen und Mädchen abzusondern und zu vergewaltigen.

Noch bevor die ganze Stadt besetzt war, wurde ein großer Teil der Bewohner jeden Alters gezwungen, die Stadt zu verlassen, wie man bedeutete, aus Gründen der Sicherheit. ... Die Nächte verbrachten diese Menschen in halb zerstörten Bauernhäusern, Ställen oder im Freien, überall aufgeschreckt von russischen Soldaten, die unaufhörlich Frauen und Mädchen herausholten. Manche dieser nächtlich herumziehenden Menschentrupps legten sich wie große Vogelschwärme auf den Feldern nieder.

Nebenbei auf der Chaussee hörte man die russischen Soldaten lachen, die sofort wie die Raubvögel in die Menge stießen und ihre Beute herausholten. Das Schreien und Jammern nahm kein Ende. Auch zu blutigen Akten kam es, wenn die Frauen sich weigerten oder Männer sie zu schützen versuchten. Manchmal erhob sich so ein Schwarm voller Verzweiflung und zog mitten in der Nacht in die brennende Stadt zurück.

... In den Lagern wurde überhaupt nichts getan. Lebensmittel wurden tagelang nicht ausgeteilt, falls (uns) nicht gutmütige Soldaten etwas zusteckten, was recht oft vorkam. ...

Nicht alle Hinausgetriebenen blieben in der näheren Umgebung. ... Mehrere Tausend wurden ... ins Innere Rußlands bis an den südlichen Abhang des Urals verschleppt. ... Die Zahl der insgesamt (in Danzig) Umgekommenen läßt sich schwer schätzen. ... Die Zahl 100.000, die Ende April genannt wurde, erscheint glaubhaft. Später im November wurden weitaus höhere

Zahlen angenommen, bis zu 300.000 Menschen, wobei man natürlich die ... Überfüllung der Stadt in Rechnung ziehen muß. ...

Den meisten, bei der Besetzung Danzigs Vertriebenen, gelang es, schon nach 8 bis 14 Tagen, also in den ersten Apriltagen, in die Stadt zurückzukehren. Ihren entsetzten Augen bot sich das Bild einer vollkommenen Zerstörung dar, die ... durch systematisches Anlegen von Brand bewerkstelligt sein mußte. Kaum ein Gebäude, geschweige denn eine der einst so behaglichen, kunstreichen Straßen war wiederzuerkennen.

Wenn von den Häusern noch etwas stand, so waren es bröckelnde Vorderwände mit leeren Fensterhöhlen. Das malerische Gemenge der schon immer baufälligen Hinterhäuser und Höfe war verbrannt und zu einem wüsten Durcheinander zusammengebrochen, aus dem einzelne Teile, Kamine und Mauerspindeln neben verkohlten Baumstrünken in die Lüfte ragten. Aus den Straßen waren Schutthalden geworden, in denen sich die Ziegel oft meterhoch häuften. Zerstörte Kraftwagen lagen hier und dort, auch Leichen von Menschen und Pferden. Ein übler säuerlicher Geruch lag über den erkalteten verkohlten Gegenständen oder stieß beißend aus den noch schwelenden Trümmern heraus.

Von den festgefügtten berühmten Gebäuden Danzigs, wie dem Zeughaus und dem Grünen Tor, standen nur noch beschädigte Fassaden, der Vernichtung geweiht, denn jeder stürmische Wind riß Teile herunter. ...

Über Hügeln von Schutt, aus dem man Teile von Skulpturen, Giebelbegrünungen, Ornamenten herausragen sah, über rauchgeschwärzte und zerbröckelnde Fassaden und einem Chaos von Mauerresten ragte der formlose Stumpf des Rathausturmes, dessen berühmte zierliche Begrünung herabgestürzt war, und daneben, jetzt nicht mehr umringt und halb verdeckt ... von schmalen Giebelhäusern, bot sich der finstere und ausgeraubte Anblick der Marienkirche dar. Der Dachstuhl war verbrannt, die schlanken Giebeltürme bis auf einen Turm herabgestürzt. Der mächtige Hauptturm, das Wahrzeichen Danzigs, war ausgebrannt. ...

Auch das Innere der Marienkirche war fast ganz zerstört. Die Gewölbe waren zum großen Teil eingestürzt, der Boden aufgerissen, die Gräber ausgeleert. Von den Kunstwerken, soweit man sie nicht fortgeschafft hatte, hingen nur noch einige steinerne Epitaphien an den Pfeilern. Der Zustand von St. Johann und St. Katharinen war ähnlich. St. Brigitten war vollständig zerstört. Nur von St. Nikolai hatten die Gewölbe bis auf eine Einbruchstelle standgehalten. ...

Suchten nun die zurückkehrenden Menschen, deren sich mehr und mehr ein elementares, die persönlichen Sorgen noch übertönendes Angstgefühl bemächtigte, ihre alten Keller und Zufluchtsstätten auf, in welche die Hausgemeinschaften das Beste und Notwendigste aus den Wohnungen gebracht hatten, so fanden sie, daß auch hier Zerstörungswut und Plünderung getobt hatten.

Vieles war geraubt worden, weitaus mehr aber lag am Boden zerstreut; Kleidungs- und Wäschestücke, zerbrochener Hausrat, Lebensmittel dazwischen, alles durcheinandergeworfen, zerwühlt, zerstampft und ekelhaft beschmutzt. Fußhoch bedeckte unbeschreibliches Chaos den Boden, den Keller oder andere Räume, deren Fensterscheiben zerbrochen, die Möbel umgestürzt und demoliert waren, stinkend – ein widerwärtiger Anblick, der in seiner vollkommenen Sinnlosigkeit ein Spiegelbild der trostlosen Empfindungen war, die sich mehr und mehr der Menschen bemächtigt hatten.

Und so war es nicht etwa nur in einzelnen Stadtteilen, sondern ... keine noch so entlegene Gasse war ausgelassen. In der Innenstadt gleichermaßen wie in den Vorstädten Ohra und Schidlitz hatte sich die Vernichtungswut ausgewirkt. Einige Grade erträglicher waren die Eindrücke in Langfuhr, Oliva und Zoppot, weil hier die Häuser weniger zerstört waren.

Aber viele Einwohner gelangten gar nicht mehr an ihren ursprünglichen Wohnplatz zurück. Die Gemeinschaften waren auseinandergesprengt. Frauen klagten um ihre Männer, ... Kinder waren abhanden gekommen. Am schlimmsten waren alte, hilflose Menschen dran, die ihre

Verwandten verloren hatten. Man fand sie, vollständig erschöpft von Hunger und Entbehrung, herumirrend und irgendwo den Tod erwartend. Am Platz vor der Hauptkommandantur sah man eine Frau, zur Greisin geworden, zum Skelett abgemagert, auf einem Steinhaufen sitzend und aus roten Augenhöhlen regungslos ins Weite starren. ...

Wer Lebenswillen hatte, versuchte, so gut es ging, sich in den Ruinen einzunisten. Oft hätte man angesichts der Zerstörung nicht geglaubt, daß hier noch Menschen hausen könnten. Über Ziegelhaufen und verkohlte Balken hinwegsteigend, fand man wohl ein Loch, um in die dunkle Wohnstätte einzudringen, deren zerbrochene Fenster mit Brettern oder Pappe vernagelt waren. Das tägliche häusliche Leben ließ sich überaus schwierig an. Die Frauen standen mit Wassereimern an den wenigen Brunnen Schlange. Sie mußten manchmal von weither bergauf, bergab ... ins Stadtgebiet gehen, um sich das stark eisenhaltige, trübe Brunnenwasser zu holen. ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Bromberg im Januar 1945, Verhältnisse im polnischen Gefängnis in Bromberg und im Internierungslager Kaltwasser von Februar bis April 1945

Erlebnisbericht der Krankenschwester M. S. aus der Stadt Bromberg in Westpreußen (x002/517-526): >>Am 21. Januar 1945 verließen viele deutsche Menschen ihre Wohnungen, Hab und Gut, Haus und Hof. Ein offizieller Befehl zum Flüchten war nicht gegeben. ... Flüchtlinge auf allen Straßen, Kinder weinten vor Kälte, große Lastautos sausten an mir vorbei, ich wußte nicht was das zu bedeuten hatte. Wir werden doch nicht auch flüchten müssen? Als ich zur Kaiserbrücke kam und die Sprengbomben liegen sah, wurde mir doch ganz unheimlich zu Mute. ...

Nach dem Gottesdienst ging ich mit einem mir gut bekannten Herrn und dessen Sohn in ein Lazarett, wo eine bekannte Schwester die Leitung hatte. Wir wollten dort Näheres erfahren. Aber auch sie hatte noch keinen Befehl zum Aufbruch. Dann trennten wir uns, und ich ging nach Hause. Ein furchtbares Bild in allen Straßen.

Als ich in unser Haus kam, standen alle unsere Mitbewohner auf den Treppen und wollten von mir wissen, wie es draußen aussieht, was wir tun sollten, ob ich nichts gehört hätte usw. Viel konnte ich auch nicht erzählen, aber wir waren uns fast alle einig, daß wir nicht flüchten wollten, wenn wir keinen direkten Befehl bekämen. - Und den bekamen wir nicht. "Wohin auch", sagten wir uns, "bei dieser Kälte?!"

Und doch zogen die Menschen in Scharen mit kleinen Handschlitten, Kinderwagen, großen Trecks, Lastautos usw. unsere Straße entlang. Ich überlegte hin und her, was sollte ich tun? Sollte ich mich auch zum Flüchten fertig machen?

Die (polnischen) Priester, mit denen ich bisher zusammengearbeitet hatte, waren über Nacht wie umgewandelt. Ich war so blind und merkte nicht, was gespielt wurde. Aber es sollte wohl so sein. Ein Mädchen hat es mir reichlich gelohnt, daß ich sie an jenem Sonntag, dem 21. Januar 1945, nicht als Waise zurückließ. Sie hat mich während der gesamten 4 ½ Jahre, die ich hinter Stacheldraht und im Gefängnis zugebracht habe, treu versorgt, so viel es in ihren Kräften stand.

Ich traf noch einmal den Herrn Pfarrer von der Herz-Jesu-Kirche, der freute sich, als er mich sah und sagte: "Das haben Sie recht gemacht, daß Sie hier geblieben sind, Ihnen wird nichts passieren, und wenn Sie in Not sind, will ich Ihnen gern helfen." - Etwas komisch kam es mir vor, daß dieser Herr Pfarrer mir helfen wollte? Bisher war er oft zu mir ins Pfarrbüro gekommen und ich hatte ihm (er war ein ehemaliger polnischer Pfarrer, jetzt "eingedeutscht") in allen möglichen Lagen geholfen.

Wie ich dann die Russen so ganz nah an mir vorbeiziehen sah, schreiend, ja heulend in ihrer Art, da kam mir so manches zu Bewußtsein, was ich in den letzten Tagen nicht recht verste-

hen konnte. Als wir wieder in der Wohnung waren, sagte unsere Hauswirtin: "Nun hängt doch tatsächlich wieder die polnische Fahne draußen!" Ich lief zum Fenster. "Das ist doch nicht möglich! Die polnische ---?" Mehr konnte ich nicht sagen, da brach ich zusammen und erwachte erst, als mich ein schwerer Weinkampf schüttelte.

Wir waren also wieder "Polen!" Das erschütterte mich sehr, denn nur zu gut hatte ich noch den 3. September 1939 im Gedächtnis. Ich erinnerte mich an die Vorgänge, die sich unmittelbar vor dem Einmarsch der deutschen Truppen in Bromberg ereignet hatten, in deren Verlauf von Polen zahlreiche blutige Gewalttaten an der deutschen Bevölkerung verübt wurden. Und jetzt war es wieder soweit. ...

Mein Leidensweg sollte aber jetzt erst beginnen. ... Nun stand ich da allein auf der Straße, alles war mir fremd, fremde Menschen sah ich, fremde Sprachen hörte ich, und es war doch mein liebes Bromberg! Ich war allein, verlassen von guten Freunden, von den liebsten Menschen. Ich versuchte mich durchzuschlängeln, denn ganz Bromberg war überfüllt mit Geschützen, Panzern, Autos usw. Ein Bild der Zerstörung. –

Mein Ziel war die Pfarrkirche und mein Pfarrbüro, doch war es nicht möglich, hinzukommen. Auf einem anderen Weg versuchte ich, unseren Kirchenkassenrendanten zu erreichen. Seine Wohnung wurde von Russen bewacht. Er selbst durfte nicht heraus. ... Die Menschen waren über Nacht anders geworden. Jetzt waren es wieder die echten Polen, die für einen Deutschen keinen Finger krümmten. Ich versuchte noch, zu Pfarrer K. zu gehen, aber er mußte sich versteckt halten. Es konnte mir also keiner behilflich sein, nach Hause zu kommen.

Plötzlich rief mich jemand auf polnisch an. Da stand mit einem Mal eine Person vor mir und zielte mit dem Gewehr auf mich. Er brüllte etwas, was ich nicht verstand. "Aha, Niemka!", und schon stieß er mich auf die Straße, und ich mußte vor ihm hergehen. ... Daß ich nicht nach Hause kommen würde, war mir schon klar, denn dieser Kerl hinter mir schimpfte in allen Tonarten. Viel verstand ich ja nicht, aber das es Flüche auf die Deutschen ... waren, merkte ich. Mein nächster Weg führte mich ins Gefängnis.

Dort angekommen, sah ich schon viele Deutsche, die beim Pförtner ihre Personalien angaben. Ich mußte mich auch anstellen, und ich glaubte in meiner kindlichen Einfalt, daß ich jetzt eine Bescheinigung bekommen würde und wieder nach Hause gehen könnte. Aber wie hatte ich mich getäuscht! – Nun kam ich an die Reihe. Ich mußte die üblichen Fragen beantworten: "Wann und wo geboren, wo gearbeitet? ...

Mittlerweile war es Morgen geworden. Ein kleiner schwacher Lichtschein fiel durch die Luke in die Zelle. Jetzt sah ich erst, wie entsetzlich es in diesem Raum war! Aus allen Ecken stierte uns das Grauen an. ... "Wenn das meine gute liebe Mutter wüßte!", dachte ich. Aber sie hat es nicht mehr erfahren, sie brauchte sich ihrer Tochter nicht mehr zu schämen, denn an diesem Tage ... wurde sie und alle meine lieben Angehörigen - 8 an der Zahl - in unserer Heimatstadt in Scharnikau ermordet, erschossen.

... Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten mich und ich achtete nicht viel auf das Geschimpfe der anderen Leute. Jetzt wollte jeder den Hitler steinigen, aufhängen, ach noch Schlimmeres, und bis dahin war er ihr Herrgott gewesen. ...

Am Mittwoch wurde ich wieder verhört. Die Russin war aber nicht schlecht zu mir. Sie sprach deutsch und war nicht gehässig. Sie sagte, man müsse Erkundigungen über mich einholen, und wenn ich zu den Polen gut gewesen wäre, würde ich bald frei sein. Das war der erste Hoffnungsstrahl, wenn ich mir davon auch nicht viel versprach, denn ich hatte ja schon gemerkt, daß es nicht mehr "Bromberg" hieß, sondern wieder "Bydgoszcz", und das hatte ich ja bereits 1939 genossen. So verging ein Tag nach dem anderen.

Am Sonntag, dem 4. Februar, wurde ich aus der Zelle herausgerufen. Wir mußten uns im Keller aufstellen. Dann wurden wir von den Russen aufgerufen. Wir sollten zur Wachstube gehen und uns unsere Sachen geben lassen, die uns bei der Ablieferung abgenommen wurden, und

dann könnten wir nach Hause gehen. Es würde nichts gegen uns vorliegen. Hatten wir richtig gehört? Nach Hause? Hatten wir denn noch ein "Zuhause"? "Eine Heimat"? Die wollten uns ja auch nur los werden, weil das Gefängnis überfüllt war. Sicher ahnten die Russen, daß die Polen diese Sache noch besser verstehen würden. Sie haben es uns ja bis zum Schluß bewiesen. So wurden wir aus dem Gefängnis entlassen und standen auf der Straße. ... Wie sah Bromberg aus! Es schien eine fremde Stadt zu sein. O, mir wurde Angst. Wo sollte ich jetzt hin? Wir verabschiedeten uns, jeder wollte versuchen, nach Hause zu kommen. Ich sah nur noch fremde Gesichter, wie war das möglich? Was war in einer Woche geschehen? Ausgebrannte, eingestürzte Häuser, zertrümmerte Geschütze, Autos usw. – Da sah ich mit einem Mal eine alte Dame vor mir gehen, eine Deutsche. Sie glich einer Irren, ich sprach sie leise an. Sie erkannte mich und erzählte, das alle Insassen des Stifts auf die Straße gejagt wurden, und sie nähme sich jetzt das Leben. Ich habe nie wieder von dieser feinen alten Dame gehört. Später erfuhr ich, daß sehr viele von diesen alten Deutschen erfroren, verhungert und auch erschlagen in der Nähe des Stifts aufgefunden wurden.

17. Februar: ... Alles, was deutsch war, wurde festgenommen. ... Wie es in den Kellern zugeht, ist kaum ... zu schildern. Oft standen wir dichtgedrängt nebeneinander, 70 Menschen, für 20 war ungefähr der Raum nur gedacht. An der einen Wand stand eine Bank, sonst gab es keine Sitz- oder Schlafgelegenheit. Dann kam alle Augenblicke ein uniformierter Pole herein, und wir alle mußten aufspringen und (auf Polnisch) "Achtung" sagen. Wer nun auf dem Boden saß oder nachts gar schlief, konnte nicht so schnell aufspringen, dann gab es Fußtritte, Hiebe mit dem Gummiknüppel, mit einer Peitsche, die mehrere Riemen und am Ende Bleikugeln hatte. O, das hat geschmerzt. Man kam gar nicht zur Besinnung, da kam schon wieder ein anderer rein und tobte sich aus.

... Der Kommandant hat große starke Männer geschlagen, bis sie hinfielen, dann mit den Füßen bearbeitet, ganz gleich, wo der Schlag (oder Tritt) traf, ... unbeschreiblich.

Wenn ein Mensch so weit hergerichtet war, dann wurde er nachts herausgeholt und kam natürlich nie zurück. Ein junger ... Holländer ist auf diese bestialische Weise ums Leben gebracht worden. Alle Augenblicke wurde er geholt, manchmal hörten wir ihn wimmern, dann kam er wieder herein und suchte immer bei uns Schutz. Saß ich zufällig auf der Bank, dann kroch er dicht an mich, legte den Kopf auf meinen Schoß und weinte. Er konnte sich kaum noch bewegen, alles war zerschlagen. Eines Nachts wurde er wieder herausgerufen, er konnte noch schnell zu mir sagen: "Schwester, heute komme ich nicht mehr zurück, heute schlagen sie mich tot, ich kann nicht mehr, beten Sie für mich."

Wir hörten dann dumpfe Schläge, dann wieder Musik von einer Ziehharmonika, dann leises Wimmern, auch laute Hilferufe, Röcheln, wieder Musik. ... Es dauerte nicht lange, da hatten sie ihn schon wieder vor. Immer leiser, immer schwächer wurden die Hilferufe, bis es still wurde. ...

Inzwischen waren viele, viele Leute dazugekommen. Flüchtlinge aus Ostpreußen mit viel Gepäck, mit Kinderwagen, kleinen halbtoten Kindern, ein Elend, nicht zu beschreiben. Alles (kam) in die Keller. ... Die Nacht zuvor ging es ganz unheimlich zu. Da wurden alle jüngeren Männer – auch die Eingedeutschten – aus der Stadt zusammengeholt. Sobald eine gewisse Zahl erreicht war, kamen sie wieder heraus, mit viel Ach und Krach, mit Fluchen und Schlägen. – Damals wußten wir noch nicht, was das bedeutete. Viel später habe ich erfahren, daß am 28. Februar und 1. März große Transporte nach Rußland gefahren sind, die 3-4 Wochen unterwegs waren. Auch viele von den Deutschen, die mit mir im Keller saßen, wurden in jener Nacht fortgeholt und kamen nicht wieder.

Am 28. Februar, früh um 4 Uhr, hieß es: "Alles fertigmachen zum Abmarsch!" Am Tage vorher wurden verschiedene Leute herausgerufen, die noch gute Sachen und Schuhzeug anhatten. Sie mußten alles ausziehen, den Männern gab man eine zerrissene Militärhose und Holzschu-

he; den Frauen, denen man den Mantel abgenommen hatte, gab man nichts, auch die Strickjacke wurde fortgenommen. So sind viele Frauen und Mädchen fast nackt in die Kälte gejagt worden. Wir halfen uns gegenseitig, so gut es eben ging.

Es war wohl so gegen 5 Uhr, als wir von dem Polizeihof abrückten. Unser Marsch ging nur sehr langsam vonstatten, denn viele, viele alte Leute blieben schon in der Stadt liegen. Da wurde immer wieder haltgemacht. Stärkere Männer sollten die Kranken stützen, tragen; das ging wohl eine kurze Strecke, aber doch nicht weit. So blieb schon in der Bahnhofstraße ein altes Ehepaar liegen, der Mann starb auf der Straße, und die Frau blieb auch neben ihm liegen. Bei der Gärtnerei ließen wir 4 Menschen am Zaun liegen.

Es wurde der Miliz zu bunt. Sie schlugen mit den Kolben und Gummiknüppeln zwischen die Reihen und achteten nicht mehr darauf, ob jemand liegen blieb oder nicht. Da ist jeder gelaufen, denn es gab kein Stehenbleiben mehr. ... Ich kann mich besinnen, daß wir von Polen, Kindern und Erwachsenen beschimpft, bespuckt, mit Schmutz beworfen wurden. Man ging neben uns und zeigte auf diesen und jenen. ... Es ging ... weiter in das Lager Kaltwasser. Wenn später jemand das Wort "Kaltwasser" hörte, dann wurde man gefragt: "Sind Sie da lebend herausgekommen?"

Es war wohl gegen Mittag, als wir in dem Lager ankamen. Das sollte nun unsere neue Heimat sein! Wieder ging die Fragerei los, immer der Vorwurf, warum ich nicht Polnisch sprechen würde. Wieder nahm man Anstoß daran, daß ich als "Hitlerowka" einen Rosenkranz hatte. Er wurde mir aus der Hand gerissen und fortgeworfen. Ich bettelte so um die Rückgabe, daß einer sagte: "Gebt ihn ihr, lange wird sie ihn doch nicht behalten, und aufhängen kann sie sich nicht damit."

Nach dem Verhör und Verhöhnung ... mußten wir uns wieder im Hof aufstellen. Mehrere Stunden standen wir dort. ... Als nun alle aufgeschrieben waren, wurden den Müttern die Kinder fortgenommen, die Mütter und alleinstehenden Personen wurden dann aus diesem Käfig herausgetrieben. Was jetzt geschah, kann sich wohl jeder Mensch denken. Ein furchtbares Schreien und Wehklagen der Mütter und der Kinder (begann). Es war herzerreißend! Und wieviel Schläge und Fußtritte zwischen uns fielen, hat nur Gott gesehen, und wir haben sie gespürt. ...

Es war Abend, als wir in einen ziemlich großen Raum kamen. Dort standen viele Menschen aneinandergereiht zum Essen an. Da sah man wieder alte Bekannte, und ein jeder, der mit seinem Blechnapf an uns vorbeikam, flüsterte leise: "Wir haben Hunger, gebt uns Brot!"

Ich hatte noch eine Brotrinde in der Tasche, da griff schon die Frau eines Arztes aus Bromberg zu und riß sie mir aus der Hand; ich war sprachlos. Jetzt durften auch die Neuen ihr Essen holen. Dann wurden wir nochmals besichtigt. Wir mußten uns aufstellen, und weibliche Milizionäre beschauten uns von oben bis unten. Wir sollten freiwillig unsere Wertgegenstände abgeben. ...

Wir wurden in eine noch nicht fertige Steinbaracke geführt. Auf dem Fußboden lag etwas Stroh, aber es gab keine Fenster, und draußen tobte ein furchtbares Schneegestöber. Wir versuchten die Fenster mit Stroh auszufüllen, aber es war nicht möglich, der Wind riß es fort. Jetzt hatten wir auch kein Stroh mehr für den Fußboden, der unser Bett sein sollte. ...

Inzwischen hatte ich auch erfahren, wie die Polen mit den jungen Mädchen verfahren, daß sie des Nachts auch manchen herausholen, der dann nicht zurückkommt, daß dann wieder andere geholt werden, die mit den Händen ein Loch graben müssen und die Leiche verscharren.

An einem Morgen standen wir stundenlang auf dem Platz. Da sah ich wie 2 Milizionäre mit einer Bekannten, Fräulein F. aus Bromberg, loszogen. Sie ... schwankte elend hin und her. ... Es dauerte nicht lange, da verschwanden sie hinter den Baracken am Waldrand und bald fielen Schüsse. ...

Wir sahen uns stumm an, dann kamen die 2 Mörder zurück, verhandelten mit den Posten, die

bei uns standen, zählten dann einige Frauen ab, die dann mit einem Posten in den Wald gingen. Sie mußten dort die Leiche ohne Spaten vergraben. Dann gingen sie ... die Reihen entlang und suchten nach einem neuen Opfer.

Ich wurde herausgeholt, aber es war ein Irrtum, man hatte mich mit einer Schaffnerin verwechselt. Die hatten sie schon ganz dumm geschlagen und halb ausgezogen, barfuß lief das Mädchel im Schnee herum. Sie war schon mehrere Tage aufgefallen. Jetzt hatten sie ihre Beute gefunden. O, das arme Geschöpf! ... Sie (war eine Reichsdeutsche) und verstand kein Wort Polnisch. Nach allen möglichen Übungen, die sie aber nicht verrichten konnte und dann wiederholt Fußtritte bekam, zogen sie mit dem Opfer nach der anderen Seite des Waldes. Bald hörten wir wieder Schüsse fallen, und bald kamen die 2 zurück, und wieder gingen andere Frauen in den Wald, um ... sie zur ewigen Ruhe zu betten.

Am gleichen Tage wurde noch eine Brombergerin ums Leben gebracht, weil sie krank war und nicht arbeiten konnte. Die eigene Schwester mußte zuschauen und dann mit den anderen Frauen mit den Händen ein Loch kratzen. Sie hat es mir am Abend erzählt.

Wir bekamen Nummern und wurden nur nach ... der Nummer aufgerufen. ... Diese Zahl mußten wir polnisch sagen. Wer es nicht fertigbrachte, mußte 5- bis 10mal und noch mehr über den Hof laufen. Manch einer brach zusammen, aber schon war jemand da, der (ihn) mit Fußtritten weitertrieb. ...

Russen ... holten Leute zur Arbeit. Die Frauen gingen gern mit, denn es gab da doch hin und wieder etwas Eßbares. Auch war die Behandlung bei den Russen bedeutend besser als bei den Polen. Vor allem gab's keine Schläge. Eine Gruppe von Bromberger Frauen wurde in ein russisches Lazarett abkommandiert. Sie kamen ganz glücklich zurück. Wohl sei die Arbeit schwer, aber man hatte ihnen etwas dicke Grütze zu essen gegeben, und bevor sie fortgingen (erhielten sie) noch eine schöne warme Suppe. Natürlich drängte sich nun alles zu der Bromberger Kolonne.

Bis Ende März bin ich täglich nach Bromberg ins Lazarett zur Arbeit gegangen. An einem Tage sah ich, wie ein Russe einen ganzen Eimer voller Speisereste auf den Kehrichthaufen trug. Da schlich ich ihm nach, und als ich mich unbeobachtet fühlte, suchte ich etwas Brauchbares heraus. ... Ich traute meinen Augen nicht. So etwas wurde fortgeworfen, und ich und viele andere fielen vor Hunger um. (Ich) hab' da mehrere Stücke Brot, ganz in Stanniol eingepackten Käse, Fleisch usw. gefunden. Damit bin ich dann heimlich durch die Sträucher ... an den Goldfischeich geschlichen und habe etwas abgewaschen.

Dann ... aß ich ein Stückchen Brot und etwas Käse. Wie hat das gut geschmeckt! Aber das Herz wollte mir fast brechen, wenn ich mich da betrachtete. Scheu wie ein gehetztes Wild saß ich an dem Goldfischeich, ein Sklave. Und wie oft bin ich einst als freier Mensch hier vorbeigegangen. ...

Der (polnische) Kommandant ... war nicht wie die anderen, (er) handelte menschlich. Ich habe nie gesehen, daß er jemand geschlagen hätte. ... Ich konnte mich etwas freier im Lager bewegen, durfte in die Küche, später mußte ich auch die Essenmarken austeilen, die Toten im Büro melden und dafür sorgen, daß sie fortgeschafft wurden usw.

Tagsüber war ich nun von Schlägen geschützt, aber des Nachts, wenn das Gesindel in die Baracken kam, da hagelte es mit dem Gummiknüppel.

Wir zogen alle paar Tage um. ... So sind wir auch am Karfreitag in einen anderen Komplex gezogen. Es regnete in Strömen. Wir standen auf dem Hof. ... Es mußte erst Platz für mehrere hundert Menschen geschaffen werden. In diesen Baracken waren bis dahin fast nur alte Leute untergebracht. Diese wurden nun zusammengeworfen auf unmenschliche Art und Weise. Ich sollte die Mütter mit den Kindern unterbringen. Ich ging durch die einzelnen Baracken. Aber welches Bild bot sich mir da! ... Da lagen alte Frauen in Stroh und Schmutz vergraben, unkenntlich, wirklich nicht mehr menschenähnlich, wimmerten, weinten und schrien. ...

Am Ostermorgen wurden wir wie an den übrigen Tagen mit Krach und Schlägen geweckt. Dann mußten wir aufstehen und abmarschieren. Wir Jüngeren gingen jeden Abend in die sogenannten Steinbaracken zum Schlafen, die ungefähr 10 Minuten Fußmarsch vom Lager entfernt waren. Am Abend und am Morgen wußten wir beim Marschieren singen, z.B. "Deutschland unter alles ..." oder "Die Fahne hoch ..." oder "Wir marschieren gegen Engelland ...". - So sollten wir am Ostermorgen auch wieder singen, aber niemand stimmte an. In Bromberg läuteten die Osterglocken, wir hörten sie ganz deutlich, uns kullerten die Tränen. War das ein Auferstehungsfest für uns! So gingen wir trotz der Schläge zum Lager weiter, ohne Gesang. ...

Wie üblich teilte ich zuerst die Marken für die Wassersuppe aus, dann wollte ich nach den alten, elenden Menschen schauen und zählen, wieviele Portionen dorthin gebracht werden mußten. Die Tür war weit geöffnet, und als ich in den Raum schaute, sah ich, daß er ganz leer war. Hin und wieder lagen ein paar Lumpen herum. Was war hier geschehen? Wo waren die 40 Menschen geblieben? ...

Ich ging zur Küche. Die Frauen standen am Kessel und wollten wissen, wieviel Essen sie (zu den Alten) bringen sollten, aber als sie mich sahen, schauten sie mich ganz entsetzt an, (denn) ich soll kreidebleich gewesen sein. Die polnische Milizionärin fragte mich: "Was ist geschehen, wie siehst Du aus?" Ich antwortete nicht, sondern brach in dem Moment am Tisch zusammen. Sie fragte, ob ich etwa in der Eckbaracke gewesen wäre und sagte: "Was ist denn nun dabei. ... Es ist kein Platz da, (und es gibt) nichts zu essen, fort mit dem Zeug." – Alle diese Menschen hatte man über Nacht erschossen ...

Am Nachmittag des ersten Osterfeiertages wurden alle Leute aus den Baracken herausgetrieben und im Hof aufgestellt. Alle Gesunden unter 60 Jahren durften zurück in die Baracken. Die übrigen wurden nach allen Regeln der Kunst "besichtigt", schikaniert, geschlagen usw. Ich stand heimlich in der Küche und schaute diesem wüsten Treiben zu. ... Nach einiger Zeit wagte ich mich heraus, ... und sah die beiden Schwestern R. Ich ging zu ihnen und flüsterte ihnen zu: "Melden sie sich zur Arbeit, sagen sie nicht, daß sie krank sind, damit sie nicht dort in die Eckbaracke kommen!" Dann verschwand ich schnell. 60 Frauen wurden herausgesucht, darunter waren auch die beiden Schwestern R. ... Sie wurden alle in den kleinen Raum gepfercht, bekamen nichts mehr zu essen. ...

Als wir am Morgen des 2. Ostertages durch das Lager marschierten, war die Tür der Eckbaracke weit offen, der Raum leer. 60 Menschen waren wieder über Nacht erschossen worden. So wie es an diesen beiden Ostertagen geschehen ist, ist es an vielen anderen vorhergehenden Tagen auch gemacht worden. Ich ließ es mir von Männern erzählen, die von Anfang Februar in Kaltwasser waren und die selber beim Zuschaukeln der eben erschossenen Leute dabei waren. Wir, die wir in den anderen Baracken waren, ahnten ja nicht, was in unserer nächsten Nähe mit unseren deutschen Leidensgenossen geschah. Ich hätte es wohl auch nie erfahren, wenn ich – wie so viele andere – aufs Land zur Arbeit geschickt worden wäre.

... Der gute "Holzmann" kam im Laufe des Tages auch wieder in die Küche, um Holz zu bringen. ... Ich fragte den durchgefrorenen, müden, hungrigen Bromberger: "Herr L., sagen Sie mir, was geschieht mit diesen Menschen?" – Er antwortete: "Nein, Schwester, das darf ich ihnen nicht sagen, um Gottes willen nicht!" Aber ich bedrängte ihn weiter, und schließlich erzählte er mir, wie es gemacht wurde. Nach Mitternacht wurden die ahnungslosen Menschen aus der Baracke herausgetrieben in den Wald, der gleich hinter dem Lager war. Dort waren viele Laufgräben. Hier mußten sich die Menschen in einer Reihe an dem Rand des Grabens aufstellen, sich ganz nackt ausziehen. Dort standen ... Maschinengewehre, ein Kommando, und eine lange Reihe Menschen fiel in den Graben.

Zur gleichen Zeit ... wurden auch mehrere Männer geweckt und zur Richtstätte geführt, um sofort die Gräben zuzuschaukeln. Viele ... waren noch nicht tot, sie wimmerten, ... aber schon fiel die Erde auf sie. ...

Dann verschwand auch einer nach dem anderen dieser ungewollten Totengräber und L. sagte: "Schwester, über kurz oder lang gehöre ich auch dazu. Sie werden sehen, wenn ich nicht mehr in die Küche komme, dann bin ich auch bei denen dort im Walde.

Ich sah Herrn L. später noch einige Male. Er sah elend und gebrochen aus. Er sagte: "Schwester, jetzt bin ich an der Reihe." Einige Tage später sah ich Herrn L. nicht mehr. Ich ging in seine Baracke. --- Er war nachts herausgeholt worden und war nicht mehr zurückgekehrt. Ich wußte, wo er war.

Täglich kamen die Leute rein, aber nur kranke, verhungerte Gestalten, die kaum noch wie Menschen aussahen. So viele, viele habe ich heute noch vor meinen Augen. Sie ruhen ... verscharrt im Sand, im Wald von Kaltwasser.

Alle jüngeren Leute wurden im Laufe des Monats April 1945 aus dem Lager herausgeholt, den Müttern wurden die Kinder genommen. Da gab es ein Geschrei! Die Mütter kamen zur Arbeit auf's Land, ... andere in Kalkgruben, nach Warschau usw. ... (Im Lager) blieben ... nur noch Alte, Kranke und Sterbende. Dort hielt der Sensenmann täglich seine Ernte. Was an Kindern noch geblieben war, starb auch nach und nach.

Ende April machten sich Hungertyphus und Ruhr im Lager breit, ein furchtbares Sterben begann. Man kann tatsächlich sagen, die Menschen fielen wie die Fliegen. Eben sprach ich noch mit einer Frau, ging dann zur zweiten und dritten Leiche, um die Erkennungsmarke abzunehmen, dann sagte schon jemand: "Schwester, die Frau ist auch schon tot." ...<<

Rückkehr nach Bromberg im März 1945

Erlebnisbericht der Mira B. aus dem Kreis Bromberg in Westpreußen (x002/529-530): >>Als wir in unser Heimatdorf kamen, wurde mein Vater zur Polizei nach Dobsch gerufen und gleich interniert. Meine Mutter und ich wurden am nächsten Tag auch dorthin gebracht. Nun war es uns klar, daß wir nicht mehr nach Hause kommen, sondern Gefangene werden. ... Wir mußten sämtlichen Dreck aufräumen. Man forschte nach, ob wir uns im Krieg etwas zu schulden kommen ließen. Da uns keiner etwas nachsagen konnte, wurden wir zum Bauern G. nach Luisensee zur Arbeit geschickt.

Am 20. März 1945 kamen wir nach Luisensee. G. gab uns ein Zimmer, und nun sollten wir arbeiten. Es waren schon mehrere Deutsche dort. ... Nun waren wir im Joch drin, denn wo irgendwo eine schlechte Arbeit war, mußten wir hin. Es gab oft Tag und Nacht Arbeit für uns. Wenn man uns in den Nächten nicht zur Arbeit holte, dann schickten die Polen die Russen zu uns. Bei G. waren 21 Deutsche, darunter 7 junge Mädels. Es gab für uns von März bis Oktober keine ruhige Nacht. ...

Oft versteckten wir uns auf dem Friedhof, im Wald, in Gräben, sogar in hohen Brennesseln suchten wir Schutz. Es war eine harte und schwere Zeit, denn Arbeit gab es mehr als genug und Schlaf nur ganz wenig. Auch das Essen war sehr schlecht. Die polnische Behörde hatte vorgeschrieben, was wir bekommen sollten. Es waren damals 200 g Brot und 350 g Kartoffeln, das war alles und dabei (mußten wir) schwer arbeiten und (durften nur) wenig schlafen. – Die Polen hatten uns alles genommen, wir hatten kaum ein Kleid anzuziehen. Während der ganzen 4 Jahre mußten wir umsonst arbeiten. Es sollte kein Deutscher einen Pfennig haben. Auch wurden alle Familien auseinandergerissen, es sollten keine deutschen Familien zusammen sein. ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Konitz im Februar 1945, Internierung im polnischen Zuchthaus Crone im April 1945

Erlebnisbericht der E. K. aus der Stadt Konitz in Westpreußen (x002/578-580): >>Am 14. Februar 1945 fiel meine Heimatstadt Konitz ... in russische Hand. Der größte Teil der Bevölkerung und sämtliche Behörden hatten die Stadt bereits vorher verlassen. Während des Be-

schusses der Stadt durch die Russen, hielten wir uns etwa 10 Tage lang in Kellern auf. Ich selbst war in unserem Keller die einzige Deutsche unter lauter Polen. ... Die Polen verhielten sich ... aber korrekt.

... Mittags um 13.30 Uhr brachen die ersten Russen in unseren Keller ein. Die ersten Worte, die wir von ihnen hörten, waren "Uri, Uri" und "Frau komm"...

Sofort nach Besetzung der Stadt durch die Russen ging die Verwaltung in polnische Hand über.

Die in der Stadt verbliebenen Deutschen wurden alle aus ihren Wohnungen hinausgesetzt, ohne ihre Habe mitnehmen zu dürfen. Sie mußten in Kellern oder Hinterhöfen, immer mehrere Familien zusammen, ihr Unterkommen suchen.

Jeden Morgen mußten wir uns im Büro der Miliz melden, wo wir zur Arbeit eingeteilt wurden. Diese bestand meist darin, daß wir die überall in den Höfen und Gärten herumliegenden und stark in Verwesung übergegangenen Kadaver ... vergraben mußten oder die ... in nicht zu beschreibender Weise verschmutzten und verwüsteten Wohnungen aufzuräumen hatten. Meldete man sich nicht freiwillig, so wurde man mit Fußtritten und Schlägen aus dem Hause geholt. Bezahlung gab es für die Arbeit nicht.

Wir Deutschen erhielten auch keine Lebensmittel, kein deutsches Geld wurde in Zloty umgetauscht und in den Geschäften (gab es für uns) weder Brot noch andere Lebensmittel. Aber einer half dem anderen, so daß wir doch nicht alle verhungern mußten. Ich wohnte damals mit 5 Frauen und einer dreiköpfigen Familie bei einer Bekannten, alle zusammen in 2 Zimmern. In dem dritten Zimmer der Wohnung hausten Russen ...

Am 7. April mußten wir Deutschen uns auf Befehl der polnischen Polizei auf dem Hof der ehemaligen SS-Kaserne melden und Lebensmittel für vier Tage mitbringen.

Mit Gummiknüppeln bewaffnete Miliz nahm uns dort in Empfang, wahllos Schläge nach allen Seiten austeilend. Auf dem Hof wurden wir in drei Gruppen eingeteilt: 1. Alte und nicht mehr Arbeitsfähige, 2. Frauen mit kleinen Kindern und 3. arbeitsfähige Männer und Frauen. - Ich kam zu der dritten Gruppe.

Nach stundenlangem Stehen wurden wir in das Polizeigefängnis im Keller der Kreissparkasse gebracht, wo wir eng zusammengepfercht drei Tage hinter Schloß und Riegel auf bloßem Steinfußboden verbringen mußten. Außer einer dünnen Wassersuppe, einmal am Tage, gab es nichts zu essen.

Am vierten Tage wurden wir durch bewaffnete (polnische) Miliz ... zu Fuß in das Zuchthaus Crone an der Brahe gebracht. Verpflegung gab es unterwegs nicht, wir waren vier Tage unterwegs. Aber die Bewohner der Ortschaften, die wir auf diesem Elendsmarsch passierten, gaben uns gut und reichlich zu essen. Sie sagten sich, was sie uns heute nicht gegeben hätten, das würde sich morgen doch der Russe holen, und so könnten sie sich noch einen Gotteslohn verdienen. ...

Nachdem man vor unserer Einlieferung in das Gefängnis Konitz bei der sogenannten Registrierung schon den größten Teil unserer letzten geretteten Habseligkeiten fortgenommen hatte, nahm man uns in Crone auch noch die letzten Sachen fort. Sogar die Zahnbürsten nahmen sie uns mit der zynischen Bemerkung; "Zähne könnt ich euch putzen, wenn der Krieg zu Ende ist."

Die Kleidung, die wir an hatten, nahm man uns auf eine ganz raffinierte Weise weg. Wir mußten unter Zurücklassung aller Sachen in einen Waschraum gehen, um zu "baden". Das Bad bestand aus einem kleinen Raum, in dem Kübel mit etwas Wasser standen. In jedem Kübel mußten sich 3 Frauen zugleich von Kopf bis Fuß waschen.

Nach der Prozedur mußten wir diesen Raum durch eine andere Tür verlassen, wo wir dann in einem anderen Raum neu eingekleidet werden sollten. Wir bekamen aber nur wahllos Lumpen zugeworfen, ganz gleich ob uns diese paßten oder nicht. Ich erhielt ein viel zu großes Kleid,

zweierlei Strümpfe, aber keinen Strumpfgürtel und völlig unzureichende Unterwäsche. Aber ich hatte das Glück, einen Mantel zu bekommen. Viele Frauen bekamen keinen Mantel. Und es war damals im April 1945 noch ziemlich kalt.

Wir wurden nun ... tagelang von morgens bis abends registriert, nach Läusen und allen möglichen Krankheiten untersucht und in Gruppen eingeteilt. Die Verpflegung war unzureichend und sehr schlecht. Außer einer dünnen Scheibe Brot erhielten wir nur eine trübe Wassersuppe, in der manchmal ein paar Rübenstücke herumschwammen. Löffel hatte man uns weggenommen. Wir mußten diese widerliche Brühe schlürfen wie Hunde. Der Hunger quälte uns unbeschreiblich.

Am vierten Tage unseres Aufenthaltes brachte man uns, zum größten Teil ... wieder zu Fuß, von Crone in das Arbeitslager Potulice bei Nakel. Hier wurden wir nach Bad, Entlausung und Registrierung in verschiedenen Baracken untergebracht. Die ganz alten und arbeitsunfähigen Leute kamen in das sog. Altersheim, eine gesonderte Baracke, wo man sie allmählich aber sicher verhungern ließ. Später kamen die Alten und Arbeitsunfähigen in das "Altersheim" nach Kruschwitz, wo die meisten an Hunger gestorben sind. Die Arbeitsfähigen wurden im Lager selbst und z.T. auf Gütern zur Arbeit eingesetzt.<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Ostpommern

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Eichfier am 28. Januar 1945

Erlebnisbericht der Bäuerin I. K. aus Eichfier, Kreis Deutsch Krone in Ostpommern (x001/-192-195): >>Es war am 22. Januar 1945, als wir den Befehl erhielten, unsere Heimat zu verlassen. Es war für uns alle kaum glaubhaft. Sollten wir unser stattliches Vieh, die gefüllten Scheunen und unser schönes Haus zurücklassen? Schon am selben Abend übernachteten bei uns Flüchtlinge, die aus dem Warthegau kamen. Mit 2 Pferdegespannen und einem Trecker sollten wir 10 Familien fortschaffen. Wir ließen uns noch einige Tage Zeit, unser Bürgermeister drängte auch nicht zur Abfahrt.

Am 28. Januar, als höherer Befehl kam, das Dorf zu räumen, überraschten uns russische Panzer und besetzten das Dorf.

Kanonenschüsse donnerten. Meine Schwägerin und ich, als einzige Deutsche auf unserem Hof, flüchteten in den Keller, ebenfalls auch andere Bewohner des Dorfes, sogar der Bürgermeister, der mir die Abfahrt mitteilen wollte, konnte nicht mehr zu seinem Gehöft zurück, und so saßen wir alle ängstlich im Keller beisammen.

Wir vernahmen deutlich die Einschläge. Nach ungefähr einer Stunde kam unser Mädchen Anna Z., eine Ukrainerin, zu mir in den Keller und sagte: "Frau K. kommen Sie, Sie brauchen keine Angst zu haben, die Russen tun Ihnen nichts." Ich zitterte am ganzen Körper, sie nahm meinen Arm, wir gingen auf die Straße. Es kam ein Panzer, ich sah zum ersten Mal Russen. Anna Z. winkte, der Panzer hielt. Sie begrüßten sich händeschüttelnd. Anna Z. meinte: "Nun ist alles, alles vorbei, nun ist alles gut."

Ich war etwas ruhiger geworden und dachte an mein Kind, das bei meinen Eltern war, die 3 km vom Dorfe entfernt wohnten. Anna Z. war bereit, nach einer kurzen Unterredung mit einem russischen Vorgesetzten, der die Erlaubnis gab, auf meinen Wunsch zu meinen Eltern zu fahren, um zu sehen, ob sie wohl alles gut überstanden hatten. Anna Z. fuhr mit Pferd und Schlitten dem Dorfe zu. Bald darauf brachte mir ein Dorfbewohner unser Pferd und Schlitten zurück. Unser Mädchen Anna Z. aber war von Russen erschossen worden.

Im Dorf sah man hier und da Rauchwolken aufsteigen. Es brannte das Gehöft des Bauern M., das Wohnhaus des Arbeiters V., der Stall des Bauern E. und noch einige Gebäude. Wir waren in unserem Hause wohl schon 20 Personen beisammen. Da kam noch der Nachbar Johann M. mit 2 Töchtern zu uns. Sie weinten. Frau M. war auf der Ofenbank sitzend von einer Gewehr- kugel tödlich getroffen worden.

Dann kamen 2, 3 Russen, gingen durch alle Stuben, nahmen ein paar Würste und meine Pelzhandschuhe, die ich auf den Tisch gelegt hatte. Andere kamen, fragten nach "Urre", einige gaben ihre Uhr. Ein Russe stellte das Radio an, um es dann mit dem Gewehrkolben vom Tisch zu schlagen. Nach einigen Stunden erschreckte uns erneut das anhaltende Rollen russischer Panzer, und schließlich hörten wir mit großem Getöse die russische Infanterie auch in unser Haus eindringen. Es wurde Brot verlangt. Ich gab einem, noch einem zweiten und dritten ein ganzes Brot. Noch mehr wurde gefordert. Ich ging fort, und sie nahmen selbst, bis der Vorrat aufgebraucht war.

Danach wurden wir alle in einem Zimmer eingeschlossen. Die Russen kochten und aßen. Zum Morgen wurden wir 3, meine Schwägerin, eine junge Frau und ich, von russischen Offizieren eingeladen, mit ihnen zu feiern. Durch energischen Befehl mußten wir teilnehmen. Wir sollten trinken und essen, aber uns war elend zumute. Wir ahnten nichts Gutes, doch ließen sie uns unbehelligt.

Es war inzwischen Tag geworden und wir alle mußten in 2 Minuten unser Haus verlassen. Wir gingen zum Nachbarn K. Dort hatten sich auch schon andere Bewohner des Dorfes eingefunden und erzählten, daß der Bauer Gustav R., als er am Abend seine Pferde füttern wollte,

von Russen erschossen worden sei. Seinen ledigen Bruder Otto fand man ebenfalls erschossen am Dorfbende. Überall lagen Tote. Es waren Dorfbewohner und Flüchtlinge. Auf der Straße vor unserem Hause lag eine Leiche, die von den vielen vorüberfahrenden Panzern und Lastwagen zerquetscht war. ... Das Pfarrhaus und die alte Schule (waren) abgebrannt. Kühe, Schafe und Schweine liefen herrenlos umher. Uns gruselte, wir blieben den Tag im Hause, das Dorf war von Russen überfüllt.

Mehrmals am Tag visitierten uns Russen und ließen Uhren, Ringe und ... Schmucksachen mitgehen. Ich hatte nur noch meine Handtasche mit Geld und Wertpapieren. Die Russen musterten uns genau, und schon am Abend kamen einige zu uns ins Zimmer, visitierten aufs neue und schoben uns einzeln, ob Mann oder Frau, zur Tür hinaus. Hinter mir wurde die Tür zugeknallt. 2 junge Mädchen und eine junge hochschwängere Frau, Flüchtlinge aus dem Wartheland, mußten zurückbleiben. Ein Schuß fiel im Zimmer, ein Mädchen schrie auf.

Wir anderen, wohl etwa 15 Personen, wurden durch ein dunkles Zimmer bis auf die Straße gedrängt, wo ein russischer Posten mit gehobener Maschinenpistole vor uns Wache hielt. Wir alle glaubten, daß jetzt wohl unser Ende gekommen sei. Aber nach ungefähr 30 Minuten durften wir wieder ins Zimmer zurück.

Ich staunte sehr, als ich außer den Russen auch die 2 jungen Mädchen und die junge Frau im Zimmer sitzen sah. Eines der Mädchen kam zu mir und sagte: "Wir haben für Euch gelitten ..." Ich konnte zuerst nicht recht verstehen, was sie damit meinte. Als ich nach geraumer Zeit bemerkte, wie ein Russe eines der Mädchen aufforderte "Komm mit", und mit ihr in der Nebenkammer verschwand, wußte ich, was los war.

So ging es dann die ganze Nacht. Die beiden jungen Mädchen und die junge Frau hatten besonders unter den Vergewaltigungen der Russen zu leiden. Die junge, schwangere Frau stand schon keuchend auf einen Sessel gestützt, eine Haarsträhne hing ihr ins Gesicht. Wer sollte sie schützen, ein jeder fürchtete die Brutalität der Russen. Folgte man nicht ihrer Aufforderung, zögerten diese auch nicht, das Gewehr auf einen zu richten.

Des Morgens zog dann dieser Trupp Russen ab. Da nun wieder Ruhe auf den Straßen war, benutzten wir schnell die Gelegenheit, um zu sehen, wie es wohl den anderen ergangen war. Bei meiner Schwägerin Erna R. hatte ein Russe ein Mädchen, das aus dem Warthegau zu ihr geflüchtet war, erschossen, da es nicht der Aufforderung des Russen gefolgt war. Meine Freundin Margarete R., die Tochter des erschossenen Gustav R., hatte sich vergiftet. Man hatte die Leiche in Tücher gewickelt auf die Scheunentenne gelegt.

Die Mutter aber und die beiden Schwestern, Lieselotte 20 Jahre alt und Ruth 17 Jahre alt, sowie die Tante Ottilie R., Frau N. mit 3 kleinen Kindern, Frau P. mit Schwiegertochter und Enkel und andere, insgesamt 17 Personen, verbrannten mit dem Haus. Die Ursache und der Vorgang dieses Schicksals ist uns allen noch heute unbekannt. Auch den etwas schwachsinnigen Arbeiter des Bauern Gustav R., Paul K., fand man im Kuhstall tot unter der Futterkrippe.

...

Viele Bewohner verließen das Dorf, und so flüchteten auch meine Schwägerin und ich zu meinen Eltern, die 3 km vom Dorf eine Landwirtschaft besaßen. Wir fanden alles gesund vor. Die Russen waren auch bei ihnen gewesen, hatten unter Mitnahme von Schmucksachen und einigen Kleidungsstücken aber nichts angerichtet. In der Nachbarschaft hatte man 7 Männer erschossen. Da lag hinter dem Stall der Bauer Paul R. und Sohn Leo sowie der Bauer Walter M. und Bauer D. Zu der Familie S. kamen angeblich des Abends Russen und der bei dem Nachbarn arbeitende Pole ins Zimmer, erschossen die Frau und nahmen Herrn S. bis zum Dorf mit und erschossen ihn. Auch Bürgermeister Willi T. aus Eichfier lag dort tot.

Am Abend kamen zu meinen Eltern wieder 50 Mann ins Quartier. Meine Tante, die Schneiderin war, mußte einem russischen Vorgesetzten eine Bluse nähen, und so verlief die Nacht für uns ruhig. ... Ein paar betrunkene Kerle waren darunter, die die Lampen von der Decke rissen,

die Stühle durchs Fenster stießen, mit dem Gewehrkolben in den Spiegel schlugen. ... Sie drangen auch in unser Zimmer ein und trieben ihr Unheil weiter. Sie warfen mit Schüsseln, aus denen sie gegessen hatten. Eine Schüssel flog an das Kinderbett, und die Scherben verletzten mein 5 Monate altes Kind im Gesicht. ...

Da das Gehöft der Eltern nur 100 m von der Straße entfernt lag, war bald wieder mit einem neuen Trupp Russen zu rechnen. Um uns vor den Gewalttaten der Russen zu schützen, suchten wir (etwa 20 Personen) ... den Bunker auf, den mein Vater 200 m vom Gehöft entfernt in einem Wäldchen gebaut hatte.

Einen kleinen Kochherd und Lebensmittel hatten wir dorthin gebracht. Dort lebten wir in aller Ruhe. Besonders einige junge Mädchen fühlten sich geborgen. Ich beschloß aber, da es doch in dem Bunker an Reinlichkeit fehlte, zu der Witwe K. und ihrer Tochter zu gehen, die am Waldesrand ein bescheidenes Häuschen besaßen und das nicht oft von Russen aufgesucht wurde.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen im Februar 1945

Erlebnisbericht des A. S. aus Schlagenthin, Kreis Arnswalde in Ostpommern (x001/198-201):

>>Es war am 5. Februar 1945. ... Um 19 Uhr hörten wir plötzlich mehrere Schüsse und außerdem ungewöhnliche Geräusche. Wir liefen zurück ins Dorf und machten unsere Angehörigen und die Dorfbewohner mobil, daß keiner schlafen gehen sollte, (da) wir in dieser Nacht noch fliehen mußten. ...

Es war jedoch schon zu spät, denn die Russen (stürmten bereits unser Dorf) ... Ich kam aber zum Glück noch zu meiner Familie. Von Minute an ging die Qual los. Mein Haus war schon voll von auswärtigen Dorfbewohnern. Wir wurden ... vollkommen ausgeplündert und dann nach Waffen untersucht. Sie fanden aber nichts. Ob deutsche Soldaten da wären, (wurde gefragt). Sie fanden keinen.

Dann wurden wir sofort aus unserem Haus entfernt. Bei unserem Nachbarn wurden 40-50 Personen in einem Zimmer von gut 20 qm eingesperrt und tagelang bewacht. Mein Dienstmädchen und ein weiteres Mädchen wurden ... von den Russen in meiner Wohnung festgehalten und vergewaltigt. Noch in derselben Nacht, gegen 2 Uhr vielleicht, kamen die beiden Mädchen ganz verwildert ... zurück. Sie waren den Russen ausgerückt.

Wir durften die Türen Tag und Nacht nicht abschließen, und so hatten die Russen immer freien Eingang. ... So suchten sich die Russen die Frauen und Mädchen heraus ... Wir Männer waren machtlos und harrten der weiteren Dinge. Einige versuchten noch, ihre jungen Töchter zu verstecken, doch nur wenige blieben verschont. ... Unter Bewachung der Russen mußten wir Männer vor der russischen Front Schützengräben ausheben. Wenn wir fertig waren, mußten wir uns oben auf die Wälle stellen, und sie schossen sich nach den deutschen Stellungen ein. Die deutschen Truppen schossen aber nicht, weil sie wohl wußten, daß wir ... (Deutsche) waren.

Als die Russen sich eingeschossen hatten, brachten sie uns wieder ins Dorf zurück. Inzwischen hatten sie die Zeit ausgenutzt bei den Frauen und Mädchen. Wir Männer waren schon ganz verzweifelt ... Ich hatte die Schmiede in Schlagenthin, mußte inzwischen für die Russen die Pferde beschlagen und Autos reparieren.

In der dritten Nacht sollten wir lebendig verbrannt werden. Angeblicher Grund war, der Gutsbesitzer K. und ein Hitlerjunge sollten mehrere russische Soldaten verwundet haben. Der Gutsbesitzer K. wurde erschossen und in seinem Schloß verbrannt, welches bis auf die Grundmauern abbrannte. Jeden Abend wurde ein Gehöft angesteckt, auch am Tage brannten verschiedene Gehöfte bei den Kämpfen ab.

Am 4. Tag kam plötzlich ein Oberkommissar mit 2 Flintenweibern. Es war ein russisches Schnellkriegsgericht, wie mir der Dolmetscher nachher sagte. Ich kam als erster zum Verhör.

Der Oberkommissar hielt mir sofort seinen Revolver vor die Stirn und verhörte mich dabei durch einen Dolmetscher. Es war ein Pole, den ich mehrere Jahre beschäftigt hatte. ... Er fragte mich, seit wann ich in der Partei war und warum. Ob ich Soldat war. ... Als er festgestellt hatte, daß ich nicht Soldat gewesen bin, fragte er den Dolmetscher, wie ich die Ausländer behandelt hätte. Darauf gab der Dolmetscher die Antwort, daß ich die Ausländer gut behandelt hätte. Sofort war das Verhör zu Ende, und ich wurde freigesprochen.

Die Frauen mußten für die russischen Flintenweiber die Stuben aufwischen, die Tische weiß decken und das beste Geschirr aufstellen, sowie die Betten weiß beziehen. Gekocht hat der russische Koch. Sodann mußten die Frauen ... Beutel nähen, dann wurden die gute Wäsche, Kleider und Anzüge eingepackt und nach Rußland verschickt. Zu essen bekamen wir nichts, mußten sehen, wo wir etwas bekamen. Wir waren immer froh, wenn wir für die Kinder (Lebensmittel besorgen konnten) ... Dann mußte ich sehr oft ins Dorf und (sowjetische) Autos reparieren, hierbei wurde ich oft von russischen Soldaten mißhandelt. Aber ich war immer wieder froh, daß ich wieder nach Hause kam.

Am fünften Tag mußte ich am Nachmittag wieder mit raus zum Stellungsbau in vorderster Stellung. Es war eine Panzerabwehrabteilung, dicht an den Gutsgebäuden. Ungefähr 300 m davon entfernt stand die große Guttscheune, dieselbe war bis oben hin gefüllt mit Getreide. Hier schossen die Russen eine Leuchtkugel hinein, dieselbe ging sofort in Flammen auf.

Zu meinem großen Schrecken kamen dort etwa 50-60 Frauen, Kinder und Männer herausgelaufen. Als die Russen das sahen, schossen sie mit Maschinengewehren dazwischen. Es war ein großer Jammer, wie viele dort liegen blieben, wußte ... wohl keiner. Ich fragte die Russen, warum sie das machen würden, die sagten nur, deutsche Soldaten auch unsere Frauen und Kinder totgeschossen. Ich sagte darauf, das glaube ich nicht, ich als Soldat hätte das nicht fertig bekommen. ...

(Mittlerweile) ... hatten die Russen die Stadt Arnswalde eingekesselt, und wir lagen soweit in der russischen Kampffront. Inzwischen war unsere deutsche Front verstärkt worden, wir merkten es an den ... Kämpfen, die Tag für Tag stärker wurden. Wir wunderten uns, daß die Russen uns Männer noch immer da ließen. Ein Pole, der nun Dolmetscher bei dem Oberkommissar war, erzählte mir ein paar Tage nach meinem Verhör, daß ... bereits viele deutsche Männer erschossen und verschleppt wurden.

Mein Nachbar, der Stellmachermeister B., wurde am 17. Februar erschossen. Laufend wurden Frauen und Mädchen vergewaltigt. Wir Männer haben nachts eine Bank quer durch die Stube gestellt, und hinter uns hatten wir die Frauen und Mädchen und kleinen Kinder. Vieles haben wir dadurch verhindern können, und vieles mußten wir noch über uns ergehen lassen.

Es war am 14. Februar abends um 9 Uhr, da klopfte es plötzlich am Fenster (und wir wurden aufgefordert), in fünf Minuten das Haus zu verlassen. Es war stockdunkel draußen, und wir wußten nicht, was los war. Wir nahmen unsere Kinder an die Hand, damit wir nicht auseinander kamen. In der Dorfstraße war alles voll von Menschen und russischen Soldaten.

Dann hieß es plötzlich, wir sollten in Richtung Stargard gehen. Wir sollten aber erst durch das Dorf Reichenbach gehen, welches 2 km von uns ab lag. Reichenbach brannte lichterloh, und wir weigerten uns, dorthin zu gehen. Wir nutzten die Dunkelheit aus und flohen ... auf den Hof des Bauern Sch. Dort waren schon viele Flüchtlinge aus unserem Dorf. Die Russen waren noch nicht auf dem Gehöfte gewesen, deshalb waren noch das gesamte Vieh und die Pferde vorhanden. Wir waren sehr froh, aber nicht lange.

Am nächsten Tag, am 15. Februar im Vormittag, kamen plötzlich sechs Mongolen angeritten, die wir noch nicht kannten. Sie zogen die Revolver, hielten den Frauen und Mädchen die Revolver vor die Brust, rissen ihnen die kleinen Kinder vom Schoß und schleppten sie raus und vergewaltigten sie. Auch hier waren wir Männer wieder machtlos.

Danach plünderten uns die Mongolen noch das letzte weg und zogen dann ab. In der folgen-

den Nacht kam ein Russe mit seinem Gewehr. Er legte sich bei uns ins Zimmer und schlief dort die ganze Nacht. Gegen Morgen zog er wieder ab. Um 10 Uhr morgens, am 16. Februar, setzten plötzlich die schweren Kämpfe wieder ein. Wir lagen sozusagen jetzt im Niemandsland. Unsere Frauen und Kinder mußten sich in die Zimmer legen, damit sie mehr Schutz vor den Kugeln hatten. Wir Männer beobachteten aus der Deckung die Kämpfe.

Plötzlich rückten die Russen aus, ließen alles stehen und liegen. Wir wußten aber noch nicht, was los war. Auf einmal tauchten vier Panzerspähwagen auf, ob es deutsche oder russische waren, konnten wir zunächst noch nicht erkennen. Dann hielten die Panzerspähwagen plötzlich 50 m vor dem Gehöft an, wir waren nun gespannt, was nun geschehen würde. Auf einmal zeigten sich ein paar Hände. Wir meldeten uns aber nicht ...

Dann zeigten sich deutsche SS-Stahlhelme. Nun wußten wir, daß es deutsche Soldaten waren. Danach gab es kein Halten mehr. Die Frauen und Kinder konnten wir nicht mehr halten, die Freude war zu groß. Als der Ruf erscholl, es sind unsere deutschen Soldaten, ging es trotz Kugelregen im Sturm auf die deutschen Panzerspähwagen. Zum Glück wurde bei dieser stürmischen Begrüßung niemand verletzt.

In diesem Moment waren Jammer und Elend vergessen. Wir waren gerettet. Es war eine Abteilung von der SS-Division Wiking. Nun mußten wir uns schnell Pferde und Wagen aus Reichenbach holen ... Wir waren kaum dort, da hieß es, der Russe greift wieder an.

Ich hatte schon ein Pferd und einen Wagen gefunden und fuhr im vollen Galopp zurück, um die Familie zu holen. Es war höchste Zeit, denn wir mußten wieder unter Gewehr- und Granatfeuer flüchten. Wir kamen aber wieder glücklich davon ...

Unser Dorf Schlagenthin brannte an allen Ecken und wurde bis zu 70 % zerstört. Endlich abends gegen 9 Uhr waren wir hinter der deutschen Front und fühlten uns wie neu geboren. Von den 900 Personen waren es etwa 150 Personen, die das Glück hatten, zu entkommen. Die Zurückgebliebenen wurden in den nächsten Tagen von den Russen verschleppt, viele sind nicht mehr zurückgekommen, wir in den vergangenen Jahren erfahren haben. –

Ich fuhr dann mit meiner Familie zu unseren Eltern und Geschwistern nach Kempendorf ... Sie hatten uns schon für tot gehalten, denn sie hatten durch Flüchtlinge erfahren, die noch rausgekommen waren, daß es in Schlagenthin schwer hergegangen sei.

In Kempendorf blieben wir noch vierzehn Tage, inzwischen hatte ich einen Treckwagen vorbereitet. Am 1. März, nachts um 3 Uhr, mußten wir auch von hier flüchten. Nach vier Wochen Treckfahrt, auf der wir noch viel Jammer und Elend erfuhren, kamen wir am 1. Osterfeiertag in Guntz. Hier blieben wir völlig erschöpften Menschen und Pferde. ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Regenwalde am 2. März 1945

Erlebnisbericht des Fleischermeisters O. G. aus der Stadt Regenwalde in Ostpommern (x001/-233-235): >>>Um unseren Familien das Flüchtlingselend in den Trecks auf der Landstraße zu ersparen, hatten mein Bruder, ... Schwager ... und ich beschlossen, nicht unsere Heimat zu verlassen, zumal wir politisch nicht führend waren und auch unsere ausländischen Arbeitskräfte menschlich behandelt hatten. Die durch die Zeitung und Rundfunk verbreiteten Berichte über Greueltaten der Russen konnte ich als anständig denkender und handelnder Mensch nicht glauben und hielt diese für Goebbels' Propaganda. Meine Gutgläubigkeit sollte jedoch bald arg enttäuscht werden.

Unsere meisten Nachbarn und viele Regenwalder verlassen am Freitag, dem 2. März 1945, ... unsere Stadt. Auch unsere weiblichen Verkaufskräfte zogen Freitagnachmittag mit abrückendem Militär mit, so daß Paul und ich Sonnabend allein im Laden verkauften. Unsere Frauen bezogen mit zwei Mädels aus der Küche, drei polnischen und zwei französischen Gesellen das in Aussicht genommene Gehöft von Arthur R., Niederhagen-Abbau, um hier eventuellen Kampfhandlungen aus dem Wege zu gehen.

Bis gegen 11 Uhr vormittags ist im Laden noch ein sehr reger Betrieb, alles wird ohne Marken abgegeben. Von Einheimischen wie auch von durchziehenden Trecks wird viel Wurst und Speck gekauft. Gegen Mittag flaut das Geschäft plötzlich ab.

Paul und ich standen vor der Tür, da kam Gerhard G. mit 2 Kanistern Brennstoff vorbei: "Na", sagte er, "wollen Sie nicht mit, wir fahren jetzt los." Ein Kopfschütteln – wir bleiben in der Heimat.

Auf der Straße wird es merklich stiller. ... Es kommen keine Kunden mehr in den Laden. Uns wird unheimlich zu Mute. Wir gehen ... auf die Straße, auf den Markt, keine Menschenseele, auch kein Hund ist zu sehen, die Stadt ist wie ausgestorben, wir gehen zurück. Uns packt ein gewisses Grauen; unruhig gehen wir durch die Stuben, den Laden, die Kühlräume, die Werkstatt, Räumerei und Pökelteller, wo noch überall viel, viel Ware lagert. Es mögen wohl 150 Zentner sein, die wir zurücklassen müssen, aber nicht dies hat uns zurückgehalten, sondern die Liebe zur Heimat.

Gegen 4 Uhr nachmittags wird die furchtbare Stille für uns unerträglich. Wir machen uns marschfertig. Jeder nimmt ein Fahrrad. In Alltagskleidung und altem Mantel, um nicht als Kapitalisten zu gelten, in den Taschen sind Schokolade, Rosinen, Zigarren, Zigaretten, ... so verlassen wir um 4 Uhr nachmittags ... die Stadt. ...

In den Abendstunden hören wir ... Motorengeräusch der vorbeifließenden russischen Panzer, unaufhörlich, die ganze Nacht hindurch. Überall heben sich am Himmel große Brände ab. Auch in unserer Stadt lodern bald die Flammen empor. Ohnmächtig, in stiller Wut mußten wir dem grauenvollen Schauspiel von weitem zusehen, ohne irgendwie helfen zu können. Stolz und majestätisch stand unser schöner Kirchturm, von allen Seiten hell erleuchtet, in dem Flammenmeer ...

Der Sonntag und Montag vergehen in Erwartung der Russen in großer Aufregung. Auf der Chaussee nach Niederhagen sahen wir ständig lange Kolonnen fahren. Deutsche Infanteristen kamen auf den Hof und zogen wieder ab in den nahen Wald, wo es bald zu lebhaftem Feuerwechsel kam.

Dienstagvormittag peitschten plötzlich Schüsse auf unserem Hof, berittene Russen - wie wir nach einer Weile herauskommen, sind sie verschwunden, aber unsere Pferde auch.

Am Nachmittag folgt weiterer Besuch - Uri, Uri - ist das erste, was sie verlangen, des weiteren Ringe und Schmuck. Handtaschen und Koffer werden nachgesehen, wo sie nicht gleich aufgehen, wird mit dem Messer das Leder aufgeschnitten. Wäsche, Strümpfe, der ganze Inhalt (wird) wahllos herausgeworfen.

Schon ... bevor die Russen auf unserem Hof waren, fühlten sich die Polen als Herren der Lage. Unsere Frauen wurden in einer Stube zusammengepfert, während wir Männer im Stall übernachteten. Auch die Verpflegung übernahmen sie. Für uns Deutsche gab es zum Abendbrot nur recht dürftig belegte Brote. Sie selbst aßen große Pfannen voll in der Butter schwimmende Rühreier.

Am Dienstagabend begann das Martyrium für unsere Frauen. Nach Eintritt der Dunkelheit kamen mehrere Russen und leuchteten mit Taschenlampen. Mit vorgehaltener Pistole suchten sie sich ihre Opfer aus. "Frau, komm mit" hieß es, und jeder Widerstand wäre Selbstmord gewesen. Da mehrere junge Mädchen anwesend waren, kamen unsere Frauen, die sich durch Kopftücher alt gemacht hatten, mit dem Schrecken davon. ...

Am Mittwochmorgen kamen weitere Russen, sahen erneut alle Koffer nach Wertsachen durch. Der Garten vor dem Hause war ein großes Warenlager, alles wurde wüst durcheinander geworfen. Kurz nach Mittag wurde plötzlich der Befehl erteilt: "Das Gehöft ist sofort zu räumen. Jeder geht zur Stadt zurück an seine Arbeit."

Meine Frau hatte noch einen kleinen Handwagen, wo 2 Koffer Platz fanden, alles andere, was man nicht tragen konnte, mußte zurückbleiben. Sämtliche Lebensmittel sowie die meisten

Sachen blieben zurück. Im Schneematsch ging es übers Feld an die Chaussee. ... "Alle Männer auf den Hof", hieß es. ... Wir wurden von unseren Frauen ohne ein Wort des Abschieds getrennt. ... Für die meisten war es ein Abschied für immer.

Wir wurden auf dem Boden eingesperrt, warteten einige Stunden und wurden einzeln von einem gut deutsch sprechenden russischen Kommissar verhört. "Zigarette gefällig", sagte er, "bitte, nehmen Sie Platz!" Die Personalien wurden sehr genau aufgenommen. "Beruf, Parteizugehörigkeit ..." Ich mußte das Protokoll unterschreiben. Dann sagte er: "Sie brauchen keine Angst zu haben, es passiert ihnen nichts, ein jeder wird wieder in seinem Beruf weiterarbeiten."

Von einem Soldaten wurde ich hinausgeführt. Es ging wieder auf den Boden; er öffnete die Räucherkerkammer, welche völlig dunkel war. ... Mit einem von Grauen entsetzten Gesicht schrie mich jemand mit unartikulierten Lauten "Otto, Otto" an. In Strümpfen, die langen Stiefel hatte man ihm ausgezogen, die Füße naß vom Schneeschlamm, stand mein Schwager Reinhold vor mir. Schon über eine Stunde saß oder vielmehr hockte er in der von Ruß geschwärzten Kammer. Wir glaubten jetzt, daß unser letztes Stündlein geschlagen hätte, und fanden uns auch damit ab. Die Stunde in der dunklen Kammer hatte ihn beinahe irrsinnig gemacht.

Draußen hörte ich Schritte. Die Tür wurde aufgerissen und mein Bruder Paul war der dritte. Nun zu dreien ließ es sich schon leichter sterben. Er verstand es, uns wieder aufzurichten. Wir wurden ruhiger. Nach einer weiteren Stunde brachte man uns wieder zu den anderen auf den Boden. Plötzlich vernehmen wir auf der Treppe eine uns allen so wohlbekanntere Stimme. "Reinhold, Reinhold" hören wir. "Doktor, Doktor" ruft dieser zurück, aber Dr. A. wurde wohl von den Posten zurückgehalten, und damit war auch leider seine Rettungsaktion fehlgeschlagen.

Unter strengster Bewachung wurden wir gegen 11 Uhr nachts mit brennenden Fackeln durch die Stadt geführt. Ein Entrinnen war unmöglich. Wir zogen vorbei an unserem brennenden Grundstück, mein ganzer Stolz, das Lebenswerk zweier unzertrennlicher Brüder ging in Flammen unter. Im Schaufenster hingen noch mehrere Rinderkeulen, und auf dem Hof sahen wir noch 2 Rehe hängen. ... Wir ... nahmen Abschied von unserem schönen, einst so stolzen Geschäft. Obwohl bei der Einnahme der Stadt kein Schuß gefallen ist, haben die Russen systematisch einzelne Häuser sowie ganze Stadtteile in Brand gesetzt. ...<<

Belagerung und Eroberung der Festung Kolberg durch sowjetische und polnische Truppen im März 1945

Erlebnisbericht des W. G. aus der Stadt Kolberg in Ostpommern (x001/244-246): >>Am 3. März gegen 17 Uhr begab sich meine Frau nach ganz kurzem Entschluß, da die Lage in Kolberg immer ernster wurde, auf die Flucht. Mit ihr gingen Frau I. und Frau Ic. mit ihren drei Kindern. Sie wurden durch einen Lastzug vor unserem Hause abgeholt und bestiegen den zweiten Anhänger. Als ich bei der Abfahrt dem fürchterlich schleudernden Anhänger nachsah, hatte ich das Gefühl, daß meine Frau die Fahrt nach Stettin nicht überstehen würde. Ich blieb mit meinem Hund traurigen Herzens in der Wohnung zurück.

Am Abend kamen meine Schwägerin Ida mit ihrer Tochter, um sich zu verabschieden, da sie die Absicht hatten, mit einem Treck zu flüchten.

Einige Zeit später kamen etwa 20 bis 25 Flüchtlinge mit Kleinstkindern aus Köslin und baten mich um Unterkunft. Ich habe sie alle ... in meiner Wohnung aufgenommen.

Am Sonntag, dem 4. März, kamen meine beiden Schwestern Rosa und Trude, die die Nacht auf dem Bahnhof in einem offenen Waggon zugebracht hatten, weinend bei mir an und fragten, was sie machen sollten, es ginge kein Zug mehr von Kolberg ab. Ich machte den Vorschlag, daß mein Vater und meine Schwestern zu mir in die Brunnenstraße übersiedeln soll-

ten, da die Treptowerstraße schon geräumt werden mußte. Dieses geschah dann auch. Meine Schwestern brachten noch Frau H. mit deren Kindern und Fräulein Erna S. mit. Kaum hatten sie das Haus betreten, da krachten auch schon die ersten Einschläge der feindlichen Panzergeschosse. Die Aufregung war groß, und ich hatte Mühe, alle Anwesenden in meinen Kellern unterzubringen.

In der Nacht vom 4. zum 5. März gab der Ortsgruppenleiter G. bekannt, daß Kolberg unter starken Beschuß kommen würde und deshalb alle Zivilpersonen, Frauen und Kinder, sofort am Strand entlang in Richtung Maikuhle fliehen sollten. Kaum 10 Minuten später setzte schwerer Beschuß ein.

Meine Schutzbefohlenen befolgten meinen Rat, den Weg durch die Maikuhle nicht zu nehmen, denn ich fürchtete das Ausbrechen einer Panik. Wie gut dieser Rat war, zeigte sich später, denn die anderen Flüchtenden waren in das feindliche Feuer geraten. Nun gab es nur noch den Seeweg, um die Stadt verlassen zu können.

Die Parteileitung hatte es untersagt, daß die Zivilbevölkerung die Stadt rechtzeitig auf dem Landwege verließ ... Meinen Verwandten gelang es erst, am 8. März Kolberg mit Genehmigung des Kreisleiters auf dem Seeweg zu verlassen. Der Kreisleiter hatte meine Abreise ausdrücklich abgelehnt. Ich möchte an dieser Stelle bemerken, daß ich in der Stadt keinerlei Aufgabe hatte, die meiner Abreise im Weg gestanden hätte.

Am 9. März rückte das feindliche Feuer näher, so daß nun auch mehrere Treffer in der Brunnenstraße lagen; ein Einschlag erfolgte direkt vor unserem Haus, der unsere große Eichentür wie ein Sieb durchlöcherte und fast sämtliche Fensterscheiben des Hauses zertrümmerte. Am Abend kamen der Fleischermeister G. mit Frau und Schwägerin sowie der Fleischermeister Fritz G. mit Frau, die Ehefrau des Maklers P. und deren Tante, letztere kamen aus dem Delihaus, welches in Flammen stand.

Außerdem befanden sich in meinem Luftschutzkeller Frau J., Herr und Frau D., Frau G. mit ihren Kindern, Mütter und Onkel. Ferner sechs ostpreußische Flüchtlinge. Am 12. März gingen Familie G., D., Frau J. und die ostpreußischen Flüchtlinge zum Hafen. Nachdem mehrere Häuser in der Umgebung, teils durch Beschuß, teils durch Anzünden von seiten der Wehrmacht vernichtet worden waren, ging am 16. März auch unser Haus in Flammen auf. Wir suchten Schutz im Nachbarkeller, Brunnenstraße 4.

Während der Zeit vom 9. bis zum 16. März 1945 bin ich dreimal am Hafen gewesen, um zu versuchen, Kolberg auf dem Seewege zu verlassen. Leider ohne Erfolg. Männer bis zu 60 Jahren durften die Stadt nicht verlassen, sondern sollten sich dem Volkssturm zur Verfügung stellen.

Am 16. März bezogen deutsche Truppen in unserem Keller Stellung und gaben bekannt, daß der allgemeine Räumungsbefehl ausgesprochen sei. Zu unserem großen Schrecken war es jedoch nun nicht mehr möglich, von der Ostseite auf die Westseite der Brunnenstraße zu gelangen. Ein feindliches MG-Nest befand sich nämlich in Höhe der Pfannschmiede und bestrich die ganze Brunnenstraße. Die bei uns befindliche Gruppe der Wehrmacht versuchte einen Ausfall unter Feuerschutz, der aber im feindlichen Feuer unter Verlusten zusammenbrach. Es blieb uns nichts weiter übrig, als dem Schicksal einer Gefangennahme durch die Russen entgegenzusehen. Der Gedanke daran war sowohl für uns, als auch für die Soldaten grauenvoll. ...

Am 18. März ... kamen die ersten polnischen Soldaten in den Keller und forderten mit vorgehaltener Maschinenpistole die Herausgabe von Uhren, Ringen und sonstigen Wertsachen. Der polnische Soldat, der mit vorgehaltener MP meine Uhr verlangte, wurde sofort von meinem treuen Hund Kuno angesprungen, und ich hatte große Mühe, ihn zurückzuhalten. Die Polen forderten uns auf, den Keller zu verlassen. Man sagte uns, wir sollten in noch nicht zerstörten Häusern untergebracht werden. Aber es kam anders!

Schwer beladen mit 3 Koffern, Mantel und Pelz verließ ich den Keller. Dann begannen die ersten Schikanen der Polen. Wir durften nicht auf direktem Weg auf die Straße, sondern erreichten durch Mauerdurchbrüche und Kellerlöcher die Viktoriastraße. Dieser Weg dauerte eine ganze Stunde. Von hier aus wurden wir auf Umwegen durch die zertrümmerte Stadt zur Waldenfelskaserne getrieben.

Am Kaiserplatz ... wurde mir von polnischen Soldaten mein großer Koffer entrissen. Mein Kuno, der noch immer bei mir war, sprang auf diese Soldaten los. Am Tor der Waldenfelskaserne angekommen, sagte ich zu Kuno: "Du mußt dableiben!" Der Hund blieb zurück. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gesehen und erfahren.

In der Waldenfelskaserne wurden wir im Stabsgebäude in den einzelnen Zimmern untergebracht. Dort zog man mir meine langen Stiefel aus. Von dem Fleischermeister Fritz G. bekam ich ein Paar Schuhe. ... Am späten Nachmittag wurden wir in Richtung Belgarder Chaussee abgeführt, es sollte nach Damgard gehen. Es stand jetzt für mich fest, daß das Ziel unseres Marsches die Gefangenschaft sein würde.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Stolp am 8. März 1945

Erlebnisbericht der E. B. aus der Stadt Stolp in Ostpommern (x001/261-262): >>(In) der Nacht ... zum 7. März 1945 (wurde) die völlige Räumung der Stadt angeordnet. Die Bevölkerung sollte sich auf eigene Faust in Richtung Danzig in Sicherheit bringen. Es setzte ein großes Durcheinander ein, da alles versuchte, zu fliehen. Sämtliche Ausfallstraßen waren vollkommen von Flüchtlingen und Trecks verstopft, so daß es unmöglich war, fortzukommen. Die Trecks usw. sind auch fast ausnahmslos unterwegs den Russen in die Hände gefallen, und es haben sich grausige Szenen abgespielt. So wartete ich ab, da man es nicht fassen konnte, daß der Russe so schnell kommen würde, auch mußte ich bis zum 7. März noch Dienst in der Stadtverwaltung tun.

Am 8. März ... versuchte ich allein mit wenigen Habseligkeiten die Stadt zu Fuß zu verlassen, kam aber nicht mehr weit, da die Herzogbrücke und auch die anderen (Brücken) gesprengt waren. ... So kehrte ich in meine Wohnung zurück, bald darauf rückten ... die Russen ein. Die Bevölkerung wurde zum großen Teil von den Russen überrascht und mußte den Einfall über sich ergehen lassen.

Am 8. März 1945, morgens um 7 Uhr, konnte ich vom Fenster meiner Wohnung beobachten, wie die ersten russischen Panzer aus Richtung Bütow ... in die Stadt Stolp einrückten. Sie stießen auf keinen Widerstand, da sämtliche deutschen Truppen in Richtung Danzig abgezogen waren. Zu Kampfhandlungen kam es daher nicht. Nur einige russische Panzer schossen planlos auf Wohnhäuser. Es folgten nunmehr weitere russische Einheiten, motorisierte und gespannte Verbände. Einige Truppenteile lösten sich und begannen die Häuser und Wohnungen zu durchsuchen. ...

Ich habe in Stolp keine Kämpfe beobachtet. ... Es befanden sich außer einigen verwundeten deutschen Soldaten keine ... deutschen Truppen in der Stadt. In der Nacht vom 8. zum 9. März ging die Innenstadt fast vollständig in Flammen auf. Die Russen steckten die Häuser ... aus reiner Zerstörungswut an. Deutsche Männer wurden von den Russen mit vorgehaltener Maschinenpistole gezwungen, gefüllte Benzinkanister in die Häuser zu werfen und in Brand zu setzen.

Angesichts der brennenden Stadt konnte ich vom Fenster beobachten, wie aus der Weidenstraße kommend eine große Kolonne deutscher Frauen und Kinder ... von russischer Soldateska auf unseren Hof getrieben wurde. Kurz darauf fuhren 2 russische Lastkraftwagen vor, Frauen und Kinder wurden voneinander getrennt und auf Wagen verladen. Es war ein furchtbares Bild, Mütter schrien verzweifelt nach ihren Kindern, Kinder schrien in Todesangst nach ihren Müttern. Der Schein der brennenden Häuser gab diesem Bild einen schaurigen Rahmen.

Von den unglücklichen Menschen habe ich nie mehr etwas erfahren.

Wir wollten mit einer starken Dosis Veronal unserem Leben lieber vorher ein Ende machen, wie es so viele andere taten. Wir lagen 4 Tage bewußtlos und entgingen dadurch den furchtbarsten Schreckenstaten der Russen und diese Zeit des Grauens ist einem somit nicht bewußt geworden. Nach 4 Tagen war es meinen Verwandten unter verzweifelten Anstrengungen gelungen, uns wieder ins Leben zurückzuholen.

In den darauffolgenden Tagen wurden wir Frauen oft zur Arbeit geholt. Frauen und Männer mußten unter starker russischer Bewachung "Straßenräumungsarbeiten" leisten. Wir mußten die Zeugen der Schreckenstaten beseitigen. U.a. mußten wir auch viele Leichen, die schon einige Tage auf den Straßen lagen, deutsche Männer, Frauen und Kinder, die ermordet wurden, in den Häusern verbrannten oder sonstwie umkamen, fortschaffen. Wir luden die Leichen auf Handwagen und Karren und fuhren sie zum Friedhof, wo sie alle ohne Unterschied in eine große Grube hineingeworfen werden mußten. ... Zu all diesem (kamen) noch andere Zwangsarbeiten, Verladen der Eisenbahnschienen der abgebauten Strecken usw.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Lauenburg am 10. März 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers B. aus der Stadt Lauenburg in Ostpommern (x001/265-267): >>In den ersten Märztagen 1945 rückten uns die Russen immer näher, und zwar von Westen her. Am Mittwoch, dem 7. März, hieß es: "Stolp brennt schon; in zwei Tagen sind sie hier! Die Truppen halten nicht stand, wir können sie auch nicht aufhalten." ... (Es herrschte) Panikstimmung. Viele Geschäftsinhaber verteilten ihre Waren. ... Die Frauen ließen sich nicht nötigen. ... Auf den Straßen (hörte ich) immer wieder die Frage: "Bleiben Sie?" Und die Antwort: "So schlimm wird es nicht werden." Viele waren schon nach Gotenhafen und Danzig gefahren, um mit Schiffen der Gefahr zu enttrinnen. ...

In der Nacht zum ... 10. März (hörten wir) fortwährende Explosionen. ... In der SS-Kaserne wurde die Munition gesprengt. Im Morgengrauen sahen wir an der Bahnstrecke die ersten russischen Soldaten. ... Aber auch vom Norden und Nordosten kamen russische Kolonnen, und Lauenburg war im Nu von feindlichen Horden überschwemmt. –

Die Obrigkeit war bis auf den letzten Mann verschwunden, von den Maulhelden war nicht einer zurückgeblieben, die Stadt blieb ihrem Schicksal überlassen. Am Nachmittag des 10. März ergossen sich die russischen Truppen in die Häuser zum Plündern. "Die Urren" (Uhren), dieser Klang blieb monatelang in den Ohren haften, tönte er uns doch überall entgegen. Kaum hatte eine Bande von etwa 2 bis 4 Mann die Wohnung verlassen, kamen andere Plünderer, wühlten in Schubladen, Schränken und Behältern, warfen den Inhalt, der ihnen nicht gefiel, auf den Fußboden, so daß die Wohnung binnen kurzer Zeit einer Räuberhöhle glich.

Dann kam die Nacht, jene furchtbarste aller furchtbaren Nächte!!!

Man hatte die Alkoholvorräte bei K. und K. ... entdeckt, die uns vorenthalten waren ("Wein etc. ausverkauft!"), ihn in ungeheuren Mengen getrunken und warf sich nun ... auf die Frauen und Mädchen. In Rudeln standen sie vor jedem Haus. ... 78jährige Frauen, 9jährige Kinder fielen ihnen zum Opfer - es ist zu verstehen, wenn in jener schrecklichen Nacht etwa 600 Einwohner freiwillig in den Tod gingen. ...

Am Sonntagmorgen - Fortsetzung von Plünderung und Vergewaltigung. "Frau, komm!" - Wer nicht Folge leistete, wurde erschossen. Dabei erzählten alle, die etwas deutsch sprechen konnten, ihre Frauen und Schwestern wären noch viel schlimmer von deutschen Soldaten behandelt worden, wohl gar mit Benzin begossen und verbrannt, in den Häusern eingesperrt und verbrannt, erschossen etc.

Am Sonntag traten auch die russischen Flintenweiber in Aktion, die im Durchsuchen der Schubladen und Wohnungen eine wunderbare Kenntnis besaßen. Junge mongolische Soldaten (etwa im Alter von 18-19 Jahren) waren die rüdesten. Sie ließen uns strammstehen, stießen

(uns) mit Knien vor den Bauch, durchsuchten unsere Taschen, ... warfen Sachen, die ihnen nicht gefielen, im hohen Bogen aus dem Fenster, zertrümmerten die Bilder an den Wänden mit dem Pistolenknopf und stießen die Menschen mit dem Gewehrlauf zu Boden.

Am Montagmorgen wanderten wir mit dem Rucksack aus, um den dauernden Mißhandlungen zu entgehen. Unten vor dem Hause sagte ein geflüchteter Bauer auf die Schreie, die aus dem Haus tönten: "Hören Sie?", sie haben meine 13jährige Tochter heute morgen schon zum fünften Male vor!"

Wir wanderten mit etwa 20 anderen am Bahnhof vorüber. Bei der SA-Siedlung ... empfangen und begleitet von den Rufen: "Ur!" Als ich keine mehr zu geben hatte, schoß ein Russe seine Pistole dicht neben meinem Ohr ab, so daß mir das Feuer ins Gesicht schlug. ... Im Lischnitzer Moor fanden wir ein Lager mit weiteren Flüchtlingen. Dort bauten wir uns aus Zweigen im Gebüsch eine notdürftige Hütte.

Wir holten uns in der Morgen- und Abenddämmerung Wasser aus dem Graben, aßen am Tage nur einmal ein Stück Brot und lagen den ganzen Tag aus Furcht vor der Entdeckung im Verborgenen. Nachts sahen wir Lauenburg brennen, hörten die Beschießung von Gotenhafen und Danzig und - hofften auf Befreiung durch unsere Truppen! Man erzählte von abgeworfenen Flugblättern: ... "Haltet noch 14 Tage aus, dann sind unsere Soldaten dort!" ...

Am Sonntag gingen wir nach Lauenburg zurück. Noch länger, und wir hätten nicht mehr genug Kraft gehabt. In Lauenburg fanden wir unser Haus verwüstet. Nicht nur die Russen, leider, leider auch die eigenen Volksgenossen plünderten nach Herzenslust. ... Auf die Straße wagte man sich nicht. Lebensmittel waren kaum vorhanden, jede Nacht bummerten die Russen an die Tür und durchsuchten die Wohnung nach Frauen und vergewaltigten sie, mochten auch die eigenen Kinder der Frau und 20 andere Personen zuschauen. Wurde nicht geöffnet, klirrten die Fensterscheiben, und man stieg hindurch, schlug auf die Deutschen ein, oder die Türen wurden mit dem Kolben zertrümmert.

Sechs Wochen schlief man nur in Kleidern. Tags untersuchten die Russen immer wieder jeden Winkel bis unter's Dach und gingen kaum ohne Beute fort. Am begehrtesten war Schnaps.

Wohl waren durch das Feuer viele Häuser, ganze Blocks und Straßen zerstört, wie z.B. der Markt, die Stolper-, Danziger-, Neuendorfer-, Markt-, Kloster- und Mühlenstraße, ein trostloser Anblick die Ruinen, ... (der ehemals) so hübschen und sauberen Stadt. Überall (sah man) verstreute Bettfedern, ... kreperte Pferde, Autowracks, unbrauchbare Räder, Wagenteile, Hausgerät, jeder Laternenpfahl umgefahren, jedes Schaufenster zertrümmert, Sessel, Stühle, Sofas lagen zerbrochen umher; ... ein Bild der Verwüstung.

Bald wurden deutsche Arbeitskräfte mit Gewalt geholt. Es mußten Kartoffeln geschält, russische Lazarette bedient, Wäsche gewaschen, Aborte gereinigt werden etc. Mit WCs wußte man nichts anzufangen. Man füllte sie bis zum Überlaufen an, spülte nicht, sondern ließ den Unrat durch Deutsche jeden Morgen entfernen. Der russische Stab bewohnte Häuser mit modernen Einrichtungen, neue Bauten mit WCs, ließ sich trotzdem im Garten Aborte zurechtzimmern, in denen man stehend in gewohnter Weise seine Bedürfnisse verrichten konnte.

Nach etwa vier Wochen wurde das Plündern verboten, das Verbot wurde nicht beachtet. Die Vergewaltigung der Frauen nahm auch seinen Fortgang. Plünderungen am hellen Tage und auf offener Straße waren keine Seltenheit. ...<<

Einmarsch von sowjetischen Truppen

Erlebnisbericht der E. H. aus Luggewiese, Kreis Lauenburg in Ostpommern (x001/267-268):

>>Am 9. März 1945 mußten wir auf Befehl des Bürgermeisters unser Dorf Luggewiese räumen und nach dem Nachbardorf Gr. Damerkow flüchten, das nur 4 km von uns entfernt, aber mitten im Wald lag.

So machte ich mich mit meinen beiden Kindern, meiner Mutter und meiner 25-jährigen

Schwester Käte auf den Weg und fanden Unterkunft bei meinen Schwiegereltern, die in Gr. Damerkow wohnten. Dort waren schon mehrere von unseren Verwandten und Bekannten hingeflüchtet. –

Am nächsten Tag, dem 10. März, stürmten die Russen auch diesen Ort. Im Lauf des Tages waren noch viele Flüchtlinge aus den Nachbardörfern gekommen, so daß wir wenigstens 30 Personen in einem Zimmer waren. Die ersten Russen, die in die Häuser kamen, verlangten Uhren, Ringe und sonstige Wertsachen. Wer es nicht freiwillig gab, dem rissen sie es einfach weg. Auch unseren Koffer mit Lebensmitteln hatten sie uns schon weggenommen. So ging es etwa zwei Stunden lang. Da die Uhren inzwischen schon längst alle abgegeben waren und immer neue Russen kamen, so fingen diese an zu suchen und zu fluchen. Mit aufgepflanztem Gewehr schrien sie immer: "Urr, Urr!"

Plötzlich kam eine Nachbarin schreiend angelaufen, die Russen wollten sie mitnehmen. Da kamen auch schon zwei Russen bei uns rein und sagten: "Frau komm!" und griffen zwei Frauen bei den Händen. Diese schrien und baten soviel, so daß die Russen sie losließen und weitergingen.

Gleich darauf kam ein großer Russe rein. Er sagte kein Wort, guckte sich im Zimmer um und ging bis nach hinten durch, wo alle jungen Mädchen und Frauen saßen. Er winkte nur einmal mit dem Finger nach meiner Schwester. Als diese nicht gleich aufstand, trat er dicht vor sie hin und hielt seine Maschinenpistole gegen ihr Kinn. Alle schrien laut auf, nur meine Schwester saß stumm da und vermochte sich nicht zu rühren. Da krachte auch schon der Schuß. Ihr Kopf fiel auf die Seite, und das Blut rann in Strömen. Sie war sofort tot, ohne nur einen Laut von sich zu geben. Der Schuß war vom Kinn aus bis zum Gehirn gegangen, die Schädeldecke war völlig zertrümmert.

Der Russe guckte uns alle an und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer.

Auf dem Friedhof in Gr. Damerkow haben wir meine Schwester zur letzten Ruhe gebettet.<<